

ALS DAS SILICON VALLEY IN DER SCHWEIZ LAG

Eine kleine Wirtschaftsgeschichte zwischen 1870 und 1925 in drei Folgen. Teil 2

TEXT MARKUS SOMM

Das Ritual bürgerte sich in Baden erst einige Jahre nach Gründung der BBC ein, doch die Einheimischen sollten es nie vergessen. Jeden Morgen bestieg Walter Boveri seine Kutsche, einen Einspänner, grüsste Joseph Polster, den Kutscher, und liess sich in die Fabrik bringen. Die Fahrt führte von seiner Villa am Ländliweg mitten durch die Altstadt ins Haselfeld, wo die BBC lag. Der Vorgang dauerte ungefähr zehn Minuten: Boveri, Chef des inzwischen grössten Unternehmens der Schweiz, hätte ebenso gut zu Fuss gehen können oder mit seinem Auto. Denn längst besass er eines der ersten Automobile der Schweiz, einen Renault, doch das alles hätte wohl zu wenig an Repräsentation bedeutet. Wie viel ihm, der im barocken, etwas theatralischen Bamberg aufgewachsen war, daran lag, mag man daran erkennen, wem er den Kutscher abgeworben hatte. Joseph Polster stammte wie Boveri aus Bayern und hatte vorher als Stallmeister der Familie von Thurn und Taxis fungiert, also Hochadel, was die ungeheuren gesellschaftlichen Ambitionen Boveris erahnen lässt. Zur Arbeit trug Polster eine Fantasieuniform: dunkelblaues Jackett, weisse Hosen und Lackstiefel mit gelbbraunen Stulpen. Wenn er jemanden grüsste, hielt er, hoch auf dem Bock sitzend, die Peitsche an den Rand seines Zylinders. Dass Boveri, der hinten sass, irgendjemandem zunickte, ist nicht überliefert.

Man muss sich das vorstellen. Solches waren sich die stockrepublikanischen Schweizer nicht gewohnt, dass der Patron der ersten Firma vor Ort und beste Steuerzahler, der mehrfache Millionär schon damals, wie ein Fürst in sein Büro eskortiert wurde – Charles Brown, der andere Gründer und das technische Genie der BBC, fuhr mit dem Velo. Aufgewachsen in Winterthur mit einer Schweizer Mutter und einem englischen Vater, war er mit den hiesigen Gepflogenheiten besser vertraut. Allerdings benutzte Brown ein teures Hochrad, das bald zum Stadtgespräch wurde, weil der eitle Brown jeden Samstagnachmittag auf dem Schulhausplatz Kunststücke aufführte – wenn auch bloss vor den Kindern; Erwachsenen war

Editorial:

Hans F. Walti
Kommunikation
„IndustrieWelt Baden“



Der Aargau ist seit 300 Jahren einer der wichtigsten Industriestandorte der Schweiz. Seine Geschichte, seine Gegenwart und seine Zukunft sind von der Industrie geprägt. Industriekultur ist Aargauer Geschichte und Teil der Identität weiter Teile der Bevölkerung. Im Projekt #ZeitsprungIndustrie schliessen sich Akteure aus Kultur, Industrie und Bildung zu einem Netzwerk zusammen und erzählen mit einem vielseitigen Angebot von Ausstellungen über Betriebsführungen bis zu Theater- und Tanzinszenierungen einem breiten Publikum die Geschichte(n) und Zukunftsvisionen der industriellen Entwicklung. Sämtliche Projekte sind auf der Webseite

<http://www.zeitsprungindustrie.ch> aufgelistet.

Der Verein IndustrieWelt Baden veranstaltet im Rahmen des Aargauer Themenjahrs #ZeitsprungIndustrie ab dem 21. August bis zum 4. Oktober die Sonderausstellung „UNTER STROM“ in der Alten Schmiede in Baden.

<http://www.industrieweltbaden.ch/projekte>

Wir können uns auf eine interessante Zeit freuen.

das wohl doch zu trivial, selbst wenn es Brown war, der verehrte Chef, der sich rücklings auf ein Fahrrad setzte, die Beine in die Luft streckte oder die Arme hinter dem Rücken verschränkte. Von Stürzen ist nichts bekannt.

Beide Gründer waren Exoten auf ihre eigene Art, auch bauten sich beide Burgen in die Stadt, geradezu bedrohliche Villen von bisher unbekannt Dimensionen, dabei waren sie unverschämt jung. Sie protzten mit ihrem Reichtum, sie verhielten sich so ungeniert, als ob sie niemand sähe. Tatsächlich wurde alles genau registriert. Man verfolgte sie auf Schritt und Tritt. Und doch liegt falsch, wer glaubt, Boveri und Brown, die Ausländer und Millionäre, seien in Baden Fremdkörper geblieben, Herrscher, deren Untertanen sie bloss geduldet hätten, als wären sie Eroberer: gefürchtet, aber nicht geliebt. Vielmehr verwandelten sich Boveri und Brown innert kürzester Zeit in Super-Badener. Der eine, Boveri, erwarb sich höchsten Respekt und stieg zum heimlichen Chef der Stadt auf, der andere, Brown, der Star, wurde geradezu vergöttert, wenn auch nie verstanden. Ihre Integration gelang am Ende relativ reibungslos – genauso wie jene ihrer Fabrik und der Tausenden von Arbeitern, Ingenieuren und Technikern, die mit ihnen in die Stadt gedrängt waren. Von nennenswerten allergischen Reaktionen, von Widerstand und Aufruhr ist wenig zu berichten. Gewiss, Ressentiments kamen hin und wieder auf, symbolische Trotzgesten sind zu vermelden, politisch rumpelte und krachte es, aber die Stadt fiel nicht auseinander. Woran lag das?

Am Wunder der schweizerischen Institutionen: dezentral, direktdemokratisch und allen zugänglich, sofern sie Männer waren, sorgten sie auch in Baden dafür, dass selbst die industrielle Revolution, die die Stadt im Schnelldurchlauf erlitt, zu einer erträglichen Herausforderung wurde: Man debattierte, man stritt und stimmte darüber ab, als handelte es sich um den Bau einer neuen Turnhalle oder einen Beitrag ans nächste Sängerfest. Das zeigte sich schon zu Beginn: Bevor die BBC in Baden auch nur eine einzige Maschine aufgestellt hatte, wurde demokratisch über sie befunden. Selbstverständlich herrschte in der damaligen, sehr liberalen Schweiz die Handels- und Gewerbefreiheit: Kein Unternehmer musste um Erlaubnis bitten, wenn er eine Firma gründen wollte. Keine Behörde ging das etwas an. Weil aber Brown und Boveri nur dann bereit waren, sich in Baden niederzulassen, wenn sie als ersten Auftrag das Elektrizitätswerk der Stadt errichten durften, setzten sie sich den Risiken der direkten Demokratie aus. Es ist ironisch: Was als Erpressung gedacht war, führte schliesslich dazu, dass sämtliche Badener Stimmbürger ein Vetorecht über die BBC erhielten. Fak-

tisch entschieden sie mit Mehrheitsbeschluss, ob sie damit einverstanden waren, dass sich Industrie ansiedelte – und dass Baden, der tausendjährige Kurort, zu einer Industriestadt umgerüstet wurde. Industrialisierung als ein direktdemokratischer Akt.

In anderen Ländern stimmte zu jener Epoche kaum jemand über solche Fragen ab, und wenn, dann nur Minderheiten, wie das Beispiel Wiesbaden zeigt, einem harten deutschen Konkurrenten von Baden: Hier wehrten sich die Hoteliers mit Erfolg gegen jede Industrialisierung, weil sie befürchteten, dass Fabriken und deren Begleiterscheinungen – Lärm, Rauch und Proletarier, wenn nicht Sozialisten –, dass also diese unerwünschten Zeichen der Moderne das Geschäft verdarben. In den Kommunen des Kaiserreichs galt ein Zensuswahlrecht, was bewirkte, dass den Reichen mehr Gewicht zukam als den Armen, sodass die Wiesbadener Hoteliers so gut wie unter sich waren, wenn sie im Stadtparlament darüber entschieden, ob eine Fabrik erwünscht war. Sie war es nicht.

Im Gegensatz dazu hatten sich die Badener Hoteliers, überzeugte Freisinnige, mit den Tücken der Demokratie herumzuschlagen: Als es an der Gemeindeversammlung im März 1891 darum ging, die Bedingungen der BBC zu akzeptieren, wurden sie einfach überstimmt. Sie mussten sich gefallen lassen, dass Leute die Zukunft ihres Geschäfts bestimmten, die nur am Rand davon betroffen waren. Dass sie alle, diese tausend Stimmbürger, ihre Stadt damit für immer umwälzten, war ihnen wohl kaum bewusst, niemand ahnte, wie machtvoll die BBC sich entwickeln würde, und als dies zu erkennen war, kam jede Einsicht zu spät. Gestank, Gedränge, Fabriken, fremde Sprachen, fremde Menschen? Dem allen hatte man doch demokratisch zugestimmt. Keiner konnte sagen, man habe ihn nicht gefragt. Keiner konnte sich beschweren.

In den folgenden Jahren sollte sich dieses Muster vielfach wiederholen: Entschlossen trieb die BBC die Modernisierung Badens voran, bis kein Stein mehr auf dem andern geblieben war – und doch lief das meiste mit dem Einverständnis der Badener ab. Walter Boveri fuhr mit einem livrierten Diener in die Fabrik, doch der gleiche Walter Boveri besuchte so gut wie jede Gemeindeversammlung und ergriff das Wort. Er war sich nicht zu vornehm, neben einem BBC-Handlanger und einem Bademeister des Kurorts zu stehen und abzustimmen. Bereits 1893 hatte er sich eingebürgert und die deutsche Staatsangehörigkeit aufgegeben, bald liess er sich in die alles entscheidende Budget und Rechnungskommission wählen: Diese hatte im Auftrag der Einwohnergemeinde das Budget zu überprüfen, einzelne Posten

zu streichen oder zu erweitern, sie kontrollierte die Rechnung und äusserte sich zur Höhe der Steuern. 1902 übernahm Boveri das Präsidium, das er zwanzig Jahre ausüben sollte, bis er 1922 dazu nicht mehr imstande war, weil er todkrank im Bett lag. 1924 starb er.

Wäre Boveri im Stadtrat gesessen, der Exekutive, hätte er wohl nicht mehr Einfluss erhalten. Sein Amt war ein bedeutendes, und als er 1902 das erste Mal vor den Bürgern das Budget referierte, dankte er seinem Vorgänger, Direktor Schaufelbühl von der Irrenanstalt Königsfelden, für die «hervorragenden Leistungen». Boveri betonte die Kontinuität, obschon alle spürten: Eine neue Ära war angebrochen. Jetzt hatte die BBC auch die Gemeindefinanzen unter ihre Kontrolle gebracht. Neben Boveri zog mit Rudolf Staub ein weiterer Manager der BBC in die Kommission ein. Der ehemalige Bankdirektor, der sich bei Zahlen auskannte, wurde zum Vizepräsidenten bestimmt, sodass jede Ausgabe und jede Einnahme der Stadt Baden von der BBC durchgesehen wurde, bevor die Stimmbürger darüber befinden durften. Nicht immer stiess das in der Stadt auf Begeisterung, verständlicherweise, vor allem der Stadtrat selber fühlte sich allzu sehr unter Aufsicht der BBC gestellt, was sich zuweilen in passiver Obstruktion einzelner Stadträte ausdrückte. Oder zu Deutsch: Man murrte, aber gab nach.

Alle drei Monate – in diesem Turnus fanden die Gemeindeversammlungen statt – hatten sich die Badener nun die Zensuren anzuhören, die ihnen Walter Boveri erteilte; einmal wohlwollend: «Die von einer Abordnung der Kommission vorgenommene Revision hat ergeben, dass die Bücher sehr schön und ordnungsgemäss geführt sind» – dann erbarmungslos: «Unsere Strassen kosten phänomenal viel Geld.» War Boveri abwesend und konnte nicht zum Sparen anhalten, sprang Direktor Staub ein und trat als His Master's Voice auf: «Die Büroauslagen weisen eine Budgetüberschreitung von 33 Prozent auf, herrührend von Publikationen und Drucksachen, die Kommission mahnt zur Zurückhaltung.» In der Regel nahm man es genau, fast auf die Kommastelle gaben die BBC-Chefs an, wie viel der Staat überbordet hatte. Boveri, so das Protokoll einer anderen Sitzung, «rügt, dass betr. Leitungsnetz in den Grossen Bädern die Überschreitung des Budgets 41 Prozent betrug».

Wenn wir uns vor Augen halten, wer hier sprach, nämlich der Chef der BBC, der so vielen Badenern Arbeit gegeben hatte, damit aber auch über ihr Leben entschied, dann kann kaum überschätzt werden, mit welcher erdrückenden, aber auch polarisieren-

den Autorität er in der Gemeindeversammlung auftrat. Hunderte von Badenern sassen vor ihm und erlebten, wie er ihre Finanzen beschnitt oder erhöhte – und trotzdem: Auch er musste sich ihrem Verdikt beugen. Wenn sie ihm, dem deutschen Zuwanderer und kapitalistischen Baron, nicht über den Weg trauten, konnten sie auch Nein stimmen. Der Herrscher war ihnen auf eine sonderbare Art und Weise ausgeliefert – wie sie ihm. Wenig kann die Ambivalenz der BBC-Herrschaft unter direktdemokratischen Bedingungen einer schweizerischen Gemeinde besser veranschaulichen als dieses politische Engagement Boveris, das für alle sichtbar ihm auch viel Arbeit abverlangte. Hatte der viel beschäftigte, viel gereiste Mann nichts Besseres zu tun?

Um jedes Detail kümmerte sich der Chef. Wenn die Kulturgesellschaft des Bezirks Baden im Winter einen Kochkurs anbieten wollte und von der Stadt 600 Franken Subvention erbat, studierte auch Boveri den Antrag, um nachher folgenden Befund mitzuteilen: «Dagegen sei die Rechnungskommission mit einem Beitrag von Fr. 600.– an den Kochkurs einverstanden, der aber in die 1908er Rechnung kommen soll. Bezüglich des von der Gesuchstellerin gewünschten Holzes werde erwartet, dass dasselbe von der Ortsbürgergemeinde geliefert werde.»

Was auf den ersten Blick wie die selbstverständlichen Pflichten eines Milizpolitikers aussieht, war der Kern einer äusserst effektiven Legitimationsbeschaffung: Jedermann konnte sehen, dass auch der reichste und mächtigste Mann vor Ort sich nicht zu schade war, sich mit der Finanzierungsfrage eines Kochkurses zu befassen. Was die Kulturgesellschaft des Bezirks Baden bewegte, bewegte auch Walter Boveri, der zur gleichen Zeit in Berlin mit den bedeutendsten Industriellen Europas den Markt für Dampfturbinen aufteilte. Was den Badener Bauverwalter deprimierte, weil etwa der Hartbelag in der Rathausgasse zu viel Geld verschlungen hatte, das deprimierte auch Boveri, der am Abend seinem Freund, Bundesrat Schulthess, telefonierte, um sich über die Zollpolitik der französischen Republik zu beklagen. Boveri war ein Mann mit Einfluss, und doch übte er diesen mit einer gewissen Demut aus. Er unterzog sich dem direktdemokratischen Prozess, er nahm diesen und damit seine Mitbürger genauso ernst wie andere Staatsmänner in jenen Jahren die «grosse Politik», wenn sie koloniale Grenzen absteckten oder Kriege auslösten. Ohne Bereitschaft, sich auch der trivialsten Sorgen des Gemeinwesens anzunehmen, wäre Boveris Herrschaft viel zerbrechlicher geblieben und unpopulärer. So aber konnte er sich

manches leisten, was, hätte Karl Marx recht bekommen, zur Revolution hätte führen müssen. Die Verelendung der Massen war in Baden nicht zu beobachten, kein Aufstand, kaum ein Streik, selten ein böser Blick. Eine Klassengesellschaft allerdings hatte sich herausgebildet.

Boveri verdiente 1910 rund 23 000 Franken im Jahr, ein Betrag, der heute etwa 2,2 Millionen Franken entspräche. Gleichzeitig hatte er bis zu diesem Zeitpunkt, also rund zwanzig Jahre nach Gründung seines Unternehmens, ein Vermögen von 2,5 Millionen Franken angehäuft, was heute rund 150 Millionen Franken gleichkäme. Damit erzielte er das höchste Einkommen und Vermögen in der Stadt, im Aargau sowieso, wenn nicht in der Schweiz; nur Charles Brown und sein Bruder Sidney, ebenfalls ein BBC-Gründer, brachten es auf ähnliche Beträge. Ein Handlanger bei BBC dagegen erhielt pro Jahr für seine Arbeit 800 Franken, was im Vergleich zu den Löhnen in der Hotellerie immer noch ein anständiger Lohn war, zumal ein Ingenieur bei der BBC bloss 3200 Franken bekam, also nur viermal mehr. Gewiss, Boveri und Brown bezogen rund 28-mal mehr Salär, von den Fabriken, die sie besaßen, ganz zu schweigen – mit anderen Worten, seit die BBC in Baden residierte, war eine ausgeprägte Klassengesellschaft entstanden. Zwar waren die alten Hoteliersdynastien des Kurortes, die Dorers, Egloffs oder Borsingers ebenfalls reicher gewesen als die gewöhnlichen Badener, doch nie hatte sich der Abstand zwischen arm und reich, zwischen oben und unten so ausgeweitet wie in jenen Tagen des Triumphes der BBC.

Wenn in der Villa Boveri die Zeit kam, sich im Speisezimmer zum Essen einzufinden, schlug der Majordomus, der Chef der Dienerschaft, die Glocke, und nicht eine Glocke, sondern alle Uhren der Villa schellten auf die Sekunde genau synchron, wofür der Majordomus mit gewissem Ehrgeiz sorgte. Ständig liess er alle Uhren neu richten. «Bei uns», erinnerte sich später Walter Boveri junior, ein Sohn des Gründers, «herrschte nämlich aussergewöhnliche Pünktlichkeit. Um halb eins wurde zu Mittag und Punkt sieben Uhr zu Abend gegessen. Erklang die Essglocke nicht mit dem Schläge der Stunde, wurde alsogleich die Frage aufgeworfen, ob es denn überhaupt nichts zu essen gebe.» Es handelte sich in diesem Fall um eine sehr deutsche Pünktlichkeit, keine schweizerische: Joseph Eich, genannt Sepp, der Majordomus, stammte wie viele Hausangestellte Boveris aus Bayern. Er hatte dort dem Unternehmer einst als Offiziersbursche gedient, nun organisierte er den Haushalt Boveri wie ein bayerisches Regi-

ment, seine Truppen errangen jeden Tag vernichtende Siege über unzuverlässige Handwerker, säumige Lieferanten, unfähige Diener. Bald war er in der ganzen Stadt berüchtigt, da er streng darüber wachte, dass alles im Schuss blieb: Tropfte ein Wasserhahn, hatte der Handwerker augenblicklich zur Stelle zu sein, dröhnte die Zentralheizung, musste gleich Abhilfe geschaffen werden, wuchsen die Bäume im Garten zu frivol, hatten die Gärtner – sechs gehörten zum Haushalt – sie unverzüglich zu stutzen, ehe der Hausherr auf seinem Spaziergang mit Hund den Weg nicht mehr fand.

Meistens blieb die Familie beim Essen nicht allein. Regelmässig luden die Boveris Leute ein – ob die zahlreichen Verwandten aus Deutschland oder vielversprechende Ingenieure, oft deutscher und adliger Herkunft, die bei der BBC arbeiteten und denen man in der Fremde etwas Familienanschluss bot –, wohl auch mit dem Hintergedanken, für die eigene Tochter einen geeigneten Ehemann zu finden, was diese merkte – und was ihr missfiel. Sie entzog sich, indem sie nicht zum Friseur ging, wenn die Mutter das wünschte, die falschen plumpen Kleider anzog und insbesondere den Wunsch äusserte zu studieren, was die Mutter ebenfalls bekämpfte. Am Ende setzte sich Wigge durch, wie man die junge Victoire in der Familie nannte. Sie promovierte als Biologin, heiratete einen Augenarzt und zog nach Chur. Das entsprach vermutlich nicht ganz dem, was man sich in einer der ehrgeizigsten Familien der Schweiz unter einer guten Partie vorgestellt hatte.

Margret Boveri, eine Nichte des Firmengründers, verbrachte vor dem Ersten Weltkrieg ihre Ferien häufig in der Villa Boveri: «Baden fand ich herrlich, den grossen Garten bis hinunter zur Limmat, den Gartensaal, das Schwimmbad. Auch die übrige Familie akzeptierte mich, sogar Onkel Walter. Er hörte den Geschichten zu, die ich bei Tisch erzählte; ich gab mir Mühe, amüsant zu sein.» Margret Boveri wurde später eine der berühmtesten Journalistinnen der jungen Bundesrepublik. Ihre Erinnerungen hinterbrachte sie in den 1970er-Jahren dem Schriftsteller Uwe Johnson, der sie aufzeichnete. «Vor Onkel Walter hatte ich Respekt, für den Vetter Walter, Büdi, schwärmte ich nach wie vor. Wenn er da war, begleitete ich sein Geigenspiel. War er abwesend, holte ich mir aus seinem Zimmer Bücher: Ibsen, Wedekind, Plato, Detektivromane, die neuesten, die besten. Wenn er das Zimmer betrat, sich in den besten Sessel lümmelte, waren alle Weiblichkeiten charmiert.» Wie es sich für eine deutsche Familie zu jener Epoche gehörte, war Kultur allgegenwärtig: Im Gartensaal gab man Konzerte, wozu berühmte Dirigenten

wie etwa Max Reger aufgebieten wurden, in den Zimmern der Villa hingen deutsche Meister, meist Bilder der etwas schweren, depressiven Sorte, es wurde gelesen und musiziert, man rauchte und tanzte Polka, einmal sogar Foxtrott. In Baden war ein kleines Deutschland auferstanden.

Umso bemerkenswerter, wie zwanglos sich Boveri einnistete. Es fiel ihm leicht, in beiden Welten zu leben, im imaginierten Deutschland am Ländliweg und in Baden, der ehemaligen katholischen Vergnügungshauptstadt. Nicht bloss politisch beschäftigte er sich mit allen Belangen der Stadt, sondern auch gesellschaftlich liess er sich darauf ein. Als ein paar BBC-Ingenieure eine Sektion des SAC gründeten, wurde auch er Mitglied und wanderte regelmässig mit. Was zunächst einen Klub der Kader der Elektroindustrie darstellte, entwickelte sich rasch zu einem Badener Verein, wo Einheimische und Zugezogene buchstäblich neue Seilschaften bildeten. Apotheker, Anwälte, Ingenieure, Millionäre hingen gemeinsam in der Wand. Versöhnung im Angesicht des Gipfels. Ebenso schloss sich Boveri dem Fechtklub an oder engagierte sich für den Umbau des Landvogteischlosses zu einem Museum. Aus dem fremden Fötzel war ein Vereinsmeier geworden. Die Wirkung blieb nicht aus. Ohne Zweifel hatte sich in Baden die soziale Ungleichheit vertieft, es hatte eine Landnahme stattgefunden durch Fremde, die reicher waren und oftmals auch fähiger, doch die Kleinstadt liess es nicht zu, dass die verschiedenen Milieus sich entfremdeten, wie dies in den grossen Industriestädten Europas der Fall war. Wenn es einen Grund gibt, warum die Industrialisierung der Schweiz relativ sozial verträglich ablief – bei allen Konflikten und Ungerechtigkeiten, die ich nicht kleinreden will –, dann liegt dies auch in der Überschaubarkeit der Verhältnisse. Während die deutsche Elektroindustrie sich in Berlin ballte, wo sich die Weltkonzerne Siemens und AEG ausbreiteten, hatte sich die BBC, eine Firma, nicht viel kleiner als die Berliner Konkurrenten, auf dem Haselfeld in Baden niedergelassen. Berlin wies 1910 mehr als zwei Millionen Einwohner auf, Baden zählte gegen neuntausend. Hier hockte man zu nah aufeinander, man rieb sich, ging sich auf die Nerven, doch die Enge des Raumes erzwang Pragmatismus und Kompromiss: Hass und Missgunst traten auf, aber in helvetisch dosierter Form. Es bizzeli. Keine Revolution.

Walter Boveri sprach zeitlebens kein Schweizerdeutsch, sondern Hochdeutsch. Wer weiss, wie ungern Schweizer sich auf Hochdeutsch belehren las-

sen, mag erlauben, wie speziell es war, dass ausgerechnet er den Badenern an der Gemeindeversammlung die Höhe des Steuerfusses erklärte, insbesondere dessen Absenkung, wovon er und seine Firma am meisten profitierten. Dennoch gelang ihm das wiederholt. Er war populär, obwohl er reich war und ein Fremder dazu. Wie populär, zeigte sich jeweils bei den Wahlen: Boveri musste sich periodisch als Präsident der Budget- und Rechnungs Kommission bestätigen lassen, in geheimer Wahl notabene, weshalb es für jeden Badener ein Leichtes gewesen wäre, ihm einen Denkkzettel zu erteilen, ohne dass jemand im Management der BBC davon Wind bekommen hätte. Wenn man seine Abneigung gegen den reichen Sack ausdrücken wollte, dann war jetzt der Zeitpunkt gekommen. Doch Boveri wurde so gut wie immer mit dem besten Ergebnis aller Kandidaten gewählt. Er hätte in Baden alles werden können.

Autofahren war vor dem Ersten Weltkrieg mehr ein Sport als eine neue Art der Fortbewegung, es galt als Hobby der Superreichen, weil ein Auto ein Vermögen kostete, und wer es fuhr, machte sich unbeliebt. Noch waren die meisten Strassen nicht asphaltiert, bestanden vielmehr aus Dreck und Kies, sodass jedes Mal, wenn ein Auto vorbeibrauste, es eine Spur des Grauens hinterliess: Der aufgewirbelte Staub nebelte die Fussgänger ein, die fast ersticken, und der Lärm scheuchte Kinder und alte Leute auf, vor allem aber die Pferde. Diese liessen sich oft kaum mehr beruhigen, manches brannte durch. Die Zeitgenossen waren skeptisch: «Vielfach schreibt man diesem neuen abnormalen <Sport> eine grosse Zukunft zu», stellte 1902 das «Badener Tagblatt» fest, «das mag speziell in Frankreich mit seinen grossen ebenen Flächen und dem Hang der Franzosen nach Übermenschlichkeit zutreffen. Wir aber in der Schweiz dürften mit allem Grund dazu gelangen, den Automobil-Wahnsinn gänzlich zu verbieten. Denn es ist eine starke Zumutung, einen grossen Teil der Bevölkerung zu gefährden.» Das «Badener Tagblatt» war freisinnig.

Auch Boveri hatte sich ein Auto angeschafft. Damit fuhr er aber nicht durch die Gassen und schreckte die Badener auf, sondern er stellte es in die Nähe seiner Stallungen am Ländliweg und liess den Motor laufen, ohne wegzufahren. Er wollte seine Pferde an den neuartigen Lärm gewöhnen.

Dritte und letzte Folge: Warum kamen Genies in die Schweiz? Charles Brown und Walter Boveri im unternehmerischen Wunderland.

MARKUS SOMM ist Autor bei Tamedia. Sein Vater, Edwin Somm war CEO der ABB Schweiz und Mitglied des Verwaltungsrates des Gesamtkonzerns ABB. Markus Somm besitzt keine Aktien der ABB. markus.somm@tamedia.ch

Der Autor hat zum Thema eine Dissertation verfasst, die in diesen Tagen als Buch erschienen ist: «Elektropolis an der Limmat. Baden und die BBC, 1870 bis

1925. Die Beschreibung einer Transformation», Stämpfli Verlag, Bern.

Walter Boveri verlässt mit dem Einspanner seine Fabrik.

Portalausgang, BBC Baden, 12 Uhr: Arbeiter, Arbeiterinnen und Angestellte strömen in die Mittagspause (1916).

